

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 13

Artikel: Klaus Inzuben und seine Tochter [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 13 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 2. April 1921

Frühlingsmusik.

Von H. Churrow.

Durch dunklen Wald,
Durch schwankend Rohr
Mit Flügelkraft
Bricht brausend vor
Und wogt und grollt
Und stürmt und tollt
Und flutet wild
Ein Stimmenchor . . .

Und als die Wucht
Der Bässe schwieg,
Ein wunderfrohes
Liedlein stieg
Aus einer Sinkenkehle.
Das schwillt und lockt
In junger Luft
Und gibt ein Echo
Jeder Brust:

Die Amsel pfeift,
Der Stieglitz singt,
Der Grünspecht paukt
— Sein Wirbel klingt —
Die kleine Hummel
Summt sogar
Ein Melodischen
Wunderbar.

In blaue Höhen
Spinnt eine Lerche
Das Getön
Hinauf bis an den Him-
[melsrand
Und trillert jelig über Land.

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

2

II.

Hermine sah dem Vater vom Fenster aus nach, wie er gesteuerten Ganges die Dorfstraße hinab und auf das Wirtshaus zum Rebstock zuschritt. Dann stand sie lange nachdenklich da, den Kopf gesenkt, die Hände ineinandergefaltet. Als aber die Breme hereinkam und ihr alltägliches Klage lied anzustimmen begann über die schlechte Behandlung, die ihr in diesem Haus zuteil werde, machte sie sich stillschweigend weg und stieg in ihre Kammer hinauf.

Die Märzsonne schien warm in das freundliche Gemach, das seit Kindertagen ihr verschwiegenes Daheim, die heimliche Burg ihrer kleinen Träume und Sorgen gewesen war. Wie sie es jetzt betrat, fiel ihr mit plötzlicher Bestimmtheit der Gedanke an die Trennung aufs Herz. Sie schrak leicht zusammen und wunderte sich darüber, daß nun alles schon klar und fest bei ihr beschlossen war. Sie konnte die zwei mit dunkelbraunen Rahmen eingefassten Bilder, die die weißgetünchte Rückwand der Kammer belebten, jetzt nur mit dem einen Gedanken ansehen: Wenn ich sie mitnehme, ist's dort leer, wie ausgeraubt...

Hermine trat vor die beiden bescheidenen Kunstwerke hin. Eines davon, einige rote und gelbe Tulpen, deren Stengel von einem blauen Bande zusammengehalten wurden, hatte sie selber vor Jahr und Tag auf der Schulbank

mit viel Fleiß und Liebe zustande gebracht. Der alte Lehrer Jenner hatte ihr mit ernsthafter Miene die dünnen Wasserfarben angerieben und sie in der schweren Kunst des Pinselführens angeleitet. Und Klaus Inzuben hatte das Blatt am Examentage mit Stolz den andern Mitgliedern der Schulpflege vorgezeigt und es dann ohne weiteres dem Schreiner Manz zum Einrahmen übergeben.

Die andere Zeichnung stellte ein altes Bauernhaus dar mit drei hohen Pappelbäumen daneben. In diesem Hause, im nahen Dörfchen Steinen, war Herminens Mutter daheim gewesen. Die stille, müdgewerkte Frau, von der Klaus Inzuben, wenn jemand auf seinen Wohlstand zu reden kam, jedesmal sagte, sie habe von allem die Hälfte getan, lag schon seit bald drei Jahren unter dem schweren Grabstein auf dem Friedhofe in Reichenberg. Ihre Tage waren Arbeit und ihre Nächte waren Sorge gewesen. Denn Klaus Inzuben hatte den Laubenhof mit einer schweren Schuldenlast übernehmen müssen; das kleine Vermögen, das sie ihm zugebracht, wurde fast davon aufgesogen. Doch er war als Bauer flug und rührig, und da er nun aus dem Bösen heraus war und die Arme frei hatte, kam er rascher, als es mancher für möglich gehalten, empor und zu Ansehen. Die Frau, die zuerst zu seinem eisernen Willen staunend, fast erschrocken empor sah, wurde unvermerkt zum zähesten Werk-

zeug dieses Willens. Sie hätte es mit den Jahren ein wenig besser haben können, aber sie brachte das nicht fertig. Wenn er ihr hin und wieder zuredete: „Plag' dich nicht härter, als dir gut ist, du siehst ja, es geht!“ Dann blickte sie verlegen nebenauf. „Es wird einem halt zur zweiten Natur, das Schaffen.“ Ihre Augen waren gleichsam stumpf geworden, sie gingen nicht mehr über den grauen Ader des Alltags hinaus. Wie der Pendel einer Uhr, einmal in Gang gesetzt, nur eine und dieselbe Bewegung machen kann, bis das Werk abgelaufen ist, so ging sie aus und ein in ewiger Geschäftigkeit, bis die Totenfrau ihr die müden wulken Finger über der Brust faltete. Raum zwei Stunden vor ihrem Tode hatte ihr Hermine das Bildchen mit den Pappelbäumen noch einmal vorzeigen müssen. Und die alte Frau hatte es lange betrachtet und sich gewundert, daß sie es so ganz hatte vergessen können.

Hermine wandte sich jetzt von den Bildern ab und machte sich an der am Fußende des Bettes stehenden Kommode zu tun. Sie zog die oberste Schublade heraus und kramte, scheinbar gedankenlos, in allerlei Dingen herum. Es waren Schulhefte und Näharbeiten aus Kindertagen; ein Gedenalbun mit Sprüchen und eingestickten Bildchen; das schwarze Seidenband, das sie am Konfirmationstage in den Zöpfen getragen.

Aus allen diesen Dingen wird sich Emil Merk nichts machen, dachte sie. Er wird lächeln, wenn ich sie mitbringe...

Sie schloß die Schublade wieder ab, setzte sich auf den neben der Kommode stehenden Stuhl und legte ihre braunen kräftigen Hände auf den blendenweißen gehäkelten Ueberzug hin, eine liebe Feierabend- und Sonntagsarbeit aus ihren ersten frohen Mädchenjahren.

„Das Taubenmoos...“ sagte sie ganz laut vor sich hin. Sie sah den großen einsamen Hof vor sich, so, wie sie sich ihn nach den Beschreibungen Emil Merks vorstellte, breit und behäbig mitten zwischen ebenen Wiesen und Aedern an einer geraden Straße liegend. Sie sah sich selber, wie sie mit dem Küchenmesser in der Hand von dem zu ebener Erde liegenden Hausgang aus nach dem Garten hinüberschritt, um Schnittlauch zu holen. Emil Merk, ihr Mann, saß drinnen in der Stube am gedeckten Tisch und sprach mit den Knechten von der Arbeit, die am Nachmittag zu tun war. Wenn sie hereinkam, sah er sich nicht nach ihr um. Es war doch selbstverständlich, daß sie nun da war. Daß sie das Essen kochte und in Stube und Kammer, wenn es not tat, auch im Stall und Feld, zum Rechten sah.

Ja, ja, eine Frau muß sein auf einem Hofe, das hatte er schon mehrmals betont. Er hatte auch ohne weiteres zugegeben, daß er noch nicht ans Heiraten gedacht hatte, wenn es mit der Mutter nicht allmählich bergab ginge und wenn die Schwester, die Annette, nicht verlobt und also nichts mehr zu rechnen wäre. Natürlich, man kauft ja auch ein neues Pferd zu, wenn an der Deichsel eines zu wenig ist...

Aber war es denn eigentlich nicht etwas Schönes, in ein Haus einzuziehen, wo der Wohlstand daheim war und wo alles seinen rechten Weg ging? Als Herrin, nicht als Magd. Was hatte sie hier Gutes neben der keifenden Schwägerin, die das ganze Jahr jammerte, sie werde verachtet, und die sich daneben recht wohl sein ließ und die

geringeren Arbeiten ihr zuschob? Mit dem besten Willen konnte sie zu dieser Frau, die ihr schon als Mädchen zuwider gewesen war, kein Verhältnis gewinnen. Und wenn sie die Brenne auch vor dem Vater immer in Schutz nahm, so tat ihr die in offener und versteckter Feindschaft viel zuleid. Wenn Hermine es je einmal unterließ, den Schlüssel zu ihrer Kammer abzugeben, war die Schwägerin gewiß über ihrem Kasten und über ihren Heimlichkeiten her. Nicht einmal das Weißzeug, das ihr die Mutter geschenkt und das sie in großen Ehren hielt, war vor ihr sicher.

Es war Hermine schon selber verwunderlich vorgekommen, daß sie sich nicht aus diesem ihr fast fremd gewordenen Hause hinwegsehnte. Dem auch den Bruder verstand sie nicht. Er war launig; es gab Tage, ja Wochen, wo er am Tische und bei der Arbeit kein Wort redete. Der Vater fand es am Plage, daß Rudolf seine Frau nicht hoch hielt. Aber Hermine meinte immer, da sie ihm doch einmal gut genug gewesen sei, müßte er nun auch nachsichtig gegen sie sein und ihr einen Halt zu geben suchen. Es gab Augenblicke, wo sie die Brenne tief bedauerte.

Unmerklich nahmen ihre Gedanken wieder eine andere Richtung. Sie dachte an die vier schwulstigen Liebesbriefe, die ihr Altersgenosse Ferdi Behr ihr vor Jahren auf der Post zugesandt hatte, währenddem er doch fast täglich auf der Straße an ihr vorbeikam oder auf dem Felde neben ihr schafften mußte. Die Briefe hatte sie nachher wörtlich in einem kleinen Briefsteller wiedergefunden, den Emilie Knecht „aus Luz“, wie sie sagte, am Kilbmarkt in Reichenberg gekauft hatte. Ferdi Behr sprach, wenn er ihr begegnete, nie von etwas anderem, als vom Wetter, von der Kartoffelkrankheit oder vom falschen Mehltau. Und die Marie vom Furrenhof, sowie die Kleinbühl-Frieda, deren Mutter einmal den reichen Gemeindefchreiber Schlumpf beerben durfte, konnten ähnliche Briefe von ihm vorweisen. Aber die hübsche, rundliche Ida Kläui, die er dann zu seiner Zeit heimgeführt, hatte Hermine doch nachher einmal die spitzige Bemerkung gemacht, es sei schon manche über ihren Hochmut hinausgefallen.

Dann wieder hatte der flotte Julius Schätti von Steinen eine Zeitlang fast jeden Sonntag sein Kavalleriepferd im „Rebstock“ eingestellt. Jedesmal war er, nachdem er eine Zeitlang mit der Hanna und mit dem Aufwartmädchen schön getan und sich genügend Mut angetrunken, noch für eine halbe oder für eine ganze Stunde heraufgekommen, um ihr durch seine Anwesenheit, wie er sich gnädig ausdrückte, eine kleine Sonntagsabwechslung zu bereiten. Keine Ahnung hatte er davon gehabt, wie widerwärtig ihr sein ganzes Tun war, wie das erste und das letzte seiner Worte nach Wein roch. Einmal, da er in besonders guter Geberlaune war, hatte er Hermine beim Fortgehen im Hausgang ohne viel Umstände umarmt und geküßt, wofür sie ihm dann jedoch das Unnötige weiterer Bemühungen deutlich nahelegte.

Dem Furrensfrik, wenn er zu jener Zeit angeklopft hätte, wäre wohl besserer Bescheid geworden. Mit einem heimlichen Glücksgefühl im Herzen wäre sie ihm an der Türe entgegengetreten. Aber der Frik war damals nur bis ins Weierhäuslein heraufgekommen. Und das Weierhäus-Grittli, das jetzt wie mit erloschenen Augen umherging,



Ludwig Vogel (1788—1879).

Besuch auf der Alp (Bernern Oberland). Nach dem Oelgemälde von 1850.

hatte ihr einmal bekannt, der vom Furrenhof müsse nicht glauben, daß sie ihm etwas Gutes wünsche. Ja, wenn er bloß seinen Leuten zuliebe von ihr abgelassen hätte. Aber er habe sich nicht einmal die Mühe genommen, ihr das vorzumalen. Nie, auch nicht einen Augenblick, habe er etwas Redliches mit ihr im Sinn gehabt.

Der Vater hatte wohl recht, man durfte sich nicht zu viel ausdenken...

Hermine trat ans Fenster und sah nach der Straße hinab. Blutjunge Burken fuhren auf Zweirädern vorbei, drei, vier hintereinander, und machten sich wichtig mit Klingeln und Pfeifen. Bauernbuben von Steinen, die vor einem Jahr noch nach Reichenberg zur Kinderlehre gegangen waren. Mädchen, Arm in Arm verschlungen, kamen vom Unterdorf herauf. Etwas vom Fenster zurücktretend, sah ihnen Hermine zu, wie sie lachend und scherzend ihren Weg gingen, um dann außerhalb des Dorfes eine muntere Strophe anzustimmen:

Und wo gehn wir, wo gehn wir am Herrensonntag hin?

Die Wiesen sind mit einmal so wunderbar grün!

Der Liebegott, der lacht mit dem ganzen Gesicht:

Ei, seht ihr meine Mädchen mit den Gelbzöpfen nicht!

Hermine hatte das Liedchen früher auch oft mitgesungen. Wie die scherzhafte Weise jetzt an ihr Ohr klang, kam sie sich plötzlich alt und einsam vor.

Mit der Hanna vom Rebstock hätte sie heute gern noch einmal reden mögen. Es war ihr jetzt, als hätte sie wer

weiß wieviel Rat von der besonnenen Altersgenossin empfangen können. Doch die Hanna war ja heut mit ihrem Hochzeiter nach Fehrenberg hinüber auf Verwandtenbesuch gefahren.

Hermine ging nun hinab und trat in den mit einem braunen Lattenzaun umfriedeten Garten hinaus, wo schon Krokus und rote Schlüsselblumen blühten. Der kleine Ruedeli, das ältere von ihres Bruders zwei Kindern, kam auf dem schmalen Kiesweg um die Hausecke herumgetrippelt und sagte, indem er sich zu den Blumen niederbückte und sie mit den Fingerchen betupfte: „Bümeli sönn!“ Hermine pflückte ein Sträußchen, nahm den Knaben auf den Arm und ergökte sich daran, wie er die Blumen mit den Patschhändchen festhielt.

„Bümeli sönn, gäll?“ sagte er und blickte sie mit glücklichen Kinderaugen an.

Da schoß die Brene wie ein Drache aus dem Haus. Sie nahm Hermine das Kind unsanft weg, entriß ihm das Sträußchen und warf es über den Zaun hinweg auf die Straße.

„Natürlich! Das gehört sich, daß man den Kindern das Blumenabreißen selber vormacht! Wie wenn man dazu nicht wüßte, daß sie alles kurz und klein in den Mund stecken, was man ihnen gibt!“ geiferte die ewig Unversöhnliche. Ruedeli sah sich über der Mutter Schulter hinweg fremd nach Hermine um und lachte in feindlichem Tone: „Tante nit baw!“ — — (Fortsetzung folgt.)